



Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

— „Dein Vater weiß, was er zu thun hat,“ entgegnete der Alte verlegt. „Reise Du nach Wien; Du wirst dort ein Empfehlungsschreiben an den Herzog von Schwalbach vorfinden.“

„So verlasse ich das Schloß sofort; eine so hochadelige Erbin, wie die Tochter des Herzogs von Schwalbach, wird von vielen Bewerbern umschwärmt sein und Gott gebe, daß mein Gesuch nicht zu spät komme,“ sprach der Graf Maximilian zu seinem Vater.

— „Thue nach Deinem Belieben, mein Sohn,“ antwortete der Alte.

„Der Segen Gottes geleite Dich,“ setzte die Gräfin hinzu.

Maximilian küßte der Mutter die Hand, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Grafen und ging.

— „Der andere,“ sprach der Graf, als er mit der Gräfin allein war, „wagte nicht einmal um Deinen Segen zu bitten. Aber er erhielt ihn doch, nicht wahr, Gertrude? Er erhielt Deinen und meinen Segen und Gott hört noch mehr auf das Herz, das schweigt, als auf die sprechenden Lippen.“

2.

Wenn wir jetzt die Ufer des Main und das düstere Schloß Eppstein verlassen, um uns in die Gegend von Wien, in das schöne Landhaus Winkel zu begeben, so sehen wir da im Garten mitten unter Blumen Albine von Schwalbach, das reizende Kind von sechszehn Jahren. Am Ende des Ganges, in welchem sie rasch hinläuft, sieht ihr Vater, der Herzog, ein minder ernster, viel mehr mittheilender Mann, als sein alter Freund, der Graf von Eppstein, auf einer Steinbank und sieht mit inniger Freude seiner Tochter zu.

„Was haben Sie nur seit heute früh, Vater?“ fragte das junge Mädchen, als sie eben ein Lächeln auf seinen Lippen erblickte. „Sie sehen mich auf eine so geheimnißvolle seltsame Art an. Woran denken Sie?“

— „An den großen schwarzesiegelten Brief, der, wie Du sagtest, ganz mittelalterlich roh, aus weiter Ferne kam und mein ernstes Nachdenken erregte.“

„Nun ich will nicht nach dem Geheimnisse fragen, denn mich geht es doch nicht an,“ entgegnete das Mädchen.

— „Im Gegentheil, es betrifft Dich gar sehr. Jenes respectable Schreiben spricht nur von meiner lieben wilden Hummel da.“

Albine sah ihn mit großen verwunderten Augen an.

„Von mir?“ fragte sie, indem sie näher an den Alten trat; „von mir, ach, so zeigen Sie mir geschwind den Brief, Vater. Was steht darin? so reden Sie doch!“

— „Er enthält ein Heirathsgesuch.“

„Wenn es weiter nichts ist!“ antwortete das Mädchen verächtlich.

— „Was?“ Wenn es weiter nichts ist?“ entgegnete der Alte lächelnd. „Was hältst Du denn für wichtig, wenn Dir das Heirathen so unwichtig vorkommt?“

„Sie wissen ja im Voraus, daß ich nicht heirathen mag. Alle die Staatsräthe in Wien, die Hofräthe, die Legationsräthe, die Geheimräthe, die feisireten hohlen Köpfe, gefallen mir nun einmal nicht und werden mir nie gefallen. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt und ich glaubte, wir wären darüber einig geworden, nicht mehr davon zu sprechen.“

— „Du vergißt, Kind, daß der Brief weit herkommt.“

„Ach ja. So muß ich also von Ihnen fort und das wäre noch schlimmer. Ich will Sie nicht verlassen, ich will nicht, ich mag nicht,“ entgegnete das Mädchen, indem sie fortging.

Der Herzog wartete, bis sie wieder zurückkam; da sagte er:

— Du verschweigst mir den wirklichen Grund Deiner Weigerung, kleine Heuchlerin.“

„Den wirklichen Grund meiner Weigerung?“ fragte Albine verwundert. „Welcher Grund wäre das?“

— „Deine gewaltige unwiderstehliche Liebe.“

„Sie spotten über mich, Vater.“

— „Deine leider hoffnungslose Liebe für Götz von Bertkingen, für den Ritter mit der eisernen Hand, der leider längst gestorben ist.“

„Den aber der Dichter wieder erweckt hat, der in dem Schauspiel Goethes lebt. Ja, hundert Mal ja, trotz Ihrem Spotte, ich liebe und bewundere jenes edele und treue Herz, jenen Helden, der so stark liebt und so kräftig zuschlägt. Es ist ein Unglück, aber so alt er auch ist, wie Sie immer sagen, als ob solche Männer alt werden könnten, so alt er auch ist, er stellt alle die kleinlichen Herren vom Hofe in Schatten. Götz ist ein

Mann; bis jetzt, Vater, haben Sie mir nur Puppen vorgestellt.“

— „Kind, Kind, Du bist erst sechszehn Jahre alt und willst einen Mann von sechszig?“

„Von sechszig, von siebenzig, von achtzig, wenn er ist wie mein braver kräftiger Ritter vom Rheine, wie der Gög, Franz von Sickingen und dergleichen.“

— „Nun, mein Kind,“ entgegnete der Herzog sehr ernst, „das trifft sich wunderbar, denn ein Mann von diesem Schlage wirbt um Deine Hand.“

„Welcher Spott, Vater!“

— „Sieh nur die Unterschrift des Briefes an und Du wirst gesehen.“

Der Herzog nahm das Schreiben aus der Tasche, schlug es auseinander und zeigte Albinen die Unterschrift.

„Rudolph von Eppstein,“ las das junge Mädchen.

— „Nun, der gefällt Dir hoffentlich,“ fuhr der Herzog fort. „Er hat sich im Tjährigen Krieg, wie man mir sagte, so gut geschlagen als gehörte er Deinem fabelhaften sechszehnten Jahrhundert barbarischen Andenkens an. Freilich, etwas alt ist er, aber auf das Alter kommt es Dir nicht an, wenn der Mann nur Deinen Helden gleicht.“

Lachend entgegnete das Mädchen: „Es ist mir nicht unbekannt, daß der Graf Rudolph von Eppstein bereits vor dreißig Jahren die Schwester meiner guten Tante der Aebtissin geheirathet hat.“

— „Für einen seiner Söhne wirbt mein alter Freund um Deine Hand; er hat das doppelte Unglück, keine dreißig Jahre zu zählen und bereits einige weiße Haare zu haben; das wird ihm jedoch keinen Eintrag thun. Dazu denke Dir, Romanköpfchen, eine alte Burg im Taunusgebirge, nur einige Stunden von Deinem alten Rhein, den Du so sehr liebst, mit einer höchst phantastischen Sage; es soll nämlich eine Burgfrau da umgehen, weil sie in der heiligen Christnacht gestorben.“

„Kennen Sie die Sage, lieber Vater?“ fragte das junge Mädchen, aus deren Auge die Neugierde glänzte.

— „Nicht so genau, als daß ich sie Dir erzählen könnte; mein alter Freund hat in den langen Bidouacnächten freilich oft genug davon gesprochen. Dein Bräutigam wird Dir Alles ausführlich erzählen können, und ich werde es ihm an die Hand geben, daß er sich Dir dadurch gefällig erzeigen kann.“

„Mein Bräutigam, sagen Sie, Vater? Billigen Sie denn diese Verbindung?“

— „Ach ja, mein Kind, ich werde so grausam sein, Deiner Liebchaft diesen Reiz zu entziehen; eine verbotene Neigung, eine geheime Ehe und eine Verzeihungsscene nachher wäre freilich romantischer, nicht wahr? Leider kommen Alter, Geburt, Vermögen zusammen, um mich diese Verheirathung wünschen zu lassen, ungerechnet die Freundschaft, in welcher ich seit funfzig Jahren mit Eppstein stehe. Das Einzige, was mir nicht ganz behagen könnte, ist, daß der junge Graf Wittwér ist und einen Sohn hat, aber meine Albine, die eine so glänzende Zukunft

befißt, fürchtet keinen Vergleich mit der Vergangenheit; übrigens wirst Du selbst über Deinen Bräutigam urtheilen können, da er in wenigen Tagen selbst hier eintrifft.“

„Und wie heißt dieser tolle Bewerber, der meinen Gög mir aus dem Herzen verdrängen soll?“ fragte Albine.

— „Maximilian,“ antwortete der Herzog.

„Mar? Nun, der Name klingt nicht übel. Der Mann, der meinen Träumen entspricht, muß in den Kämpfen stark und fest wie Eisen, in der Liebe zärtlich und nachgiebig sein. Die Frauen haben ja zur Entschädigung für alle Schmerzen, die sie erwarten, nichts weiter, als jene Löwen zu zähmen, und dem, welcher durch sein Schwert Furcht und Zittern um sich verbreitet, die Röthe der schüchternen Blödigkeit durch einen Blick auf die Wangen zu treiben.“

— „Mein Kind, es giebt keine Rolande, keine Rinaldos mehr. Vor einer Kanonenkugel sind alle Menschen gleich, aber jetzt komm zur Tafel.“

Albine nahm den Arm ihres Vaters und beide gingen in das Schloß hinein.

Am Tage darauf kam Mar von Eppstein in Wien an. Wir haben ihn schon geschildert und man wird es begreiflich finden, daß er dem Vater weniger gefiel als der Tochter. Der Herzog, ein scharfblickender Mann, erkannte bald, daß der Sohn seines Freundes mehr Ehrgeiz als wahres Verdienst, mehr Stolz als Wissen, mehr Berechnung als Liebe besaß. Albine dagegen fand zwischen ihm und den saden Anbetern, die sie bis dahin umschwärmte hatten, einen gewaltigen Unterschied. Eines Tages bat sie ihn, ihr die Sage von dem Schlosse Eppstein zu erzählen. Maximilian sprach gut und übrigens wollte er gefallen. Er erzählte also die Legende.

Das Schloß war zur Zeit Karls des Großen durch einen Grafen von Eppstein erbaut worden, man wußte aber von den ersten Zeiten nichts weiter, als daß einst ein großer Zauberer prophezeit habe, jede Gräfin von Eppstein, welche in der heiligen Christnacht in ihrem Schlosse sterbe, würde nur halb sterben. Die Prophezeiung war, wie man sieht, sehr dunkel und man konnte sie denn auch lange nicht deuten, bis endlich die Gemahlin eines deutschen Kaisers starb. Den Namen des Kaisers kannte man nicht mehr, die Gemahlin hieß aber Fremengard. Diese war mit der Tochter des Herrn von Windeck, welche Gräfin von Eppstein geworden, aufgewachsen und die beiden Frauen hatten nie die Freundschaft aus der Jugendzeit verloren.

Plötzlich starb die Kaiserin in der Nacht vom 24. Decemb. 1342. Sie wurde auf dem Paradebette aufgestellt. An der Thüre hielt ein Diener Wache, der alle zwei Stunden durch einen andern abgelöst wurde und diejenigen, welche der todtten Kaiserin noch ein Mal die Hand küssen wollten, an den Sarg geleitete.

Auch der Graf Sigismund von Eppstein hatte die Wache an der Thüre des Todenzimmers. Es war ein Viertel auf zwei Uhr und er hatte schon acht bis zehn Personen zu der Leiche

hineintreten lassen, als er zu seiner großen Verwunderung seine Gemahlin, die Gräfin von Eppstein, erscheinen sah, welcher der Tod ihrer Freundin noch unbekannt war und die sich darüber gewaltig entsetzte. Sie ließ sich trotz dem zu der todtten Kaiserin und Freundin hineinführen. Daß sie nicht sogleich wieder aus dem Saale herauskommen würde, erwartete der Graf wohl, aber sie blieb ihm doch zu lange darin, so daß er sich endlich bückte und durch das Schlüsselloch hineinsah. Mit Entsetzen in allen Zügen prallte er zurück. Er hatte die todtte Kaiserin auf ihrem Bette sitzen und mit seiner Frau Leonore sprechen sehen.

Er wollte seinen Augen nicht trauen und glaubte zu träumen. Ehe er zum zweiten Male hineinschauen konnte, erschien seine Frau an der Thüre und sie entfernte sich langsam, ohne ein Wort zu sprechen. Der Graf sah, daß die Kaiserin wieder unbeweglich auf ihrem Bette lag.

Sobald er seinen Posten verlassen konnte, eilte er zu dem trostlosen Kaiser und sagte zu demselben: „Die Kaiserin ist nicht todt. Ich habe sie eben mit meinen eigenen Augen auf ihrem Paradebette sitzen und mit meiner Frau sprechen sehen.“

— „Armer Graf!“ entgegnete der Kaiser. „Die Gräfin von Eppstein?“

„Ja! Ja!“

— „Leider ist die Gräfin diesen Morgen gestorben.“

Der Graf stieß einen lauten Schrei aus, eilte nach Hause, schwang sich auf sein Ross und jagte wie ein Wahnsinniger seinem Schlosse zu. Nach einer Stunde hatte er dasselbe erreicht.

„Wo ist die Gräfin Leonore?“ rief er aus, aber die, welche er fragte, wendeten das Gesicht ab und antworteten nur durch Thränen.

Er eilte in das Zimmer seiner Gemahlin hinauf. Da lag sie auf ihrem Bette, schwarz gekleidet, bleich, wie er sie kurz vorher gesehen. Sie war am Morgen des Tages gestorben. Es war am Weihnachtstage, und der Graf erinnerte sich der alten Prophezeihung, daß die Gräfinnen von Eppstein, welche am Weihnachtstage aus dem Leben schieben, nur zur Hälfte sterben würden. Leonore war die erste, welche an dem Weihnachtstage starb. Dem Grafen überließ ein eiskalter Schauer, als er daran dachte, daß seine todtte Frau bei der todtten Kaiserin erschienen sei, um derselben die Hand zu küssen, und daß die beiden Todten eine Zeitlang mit einander gesprochen. Ein Jahr darauf trat er in ein Kloster und überließ seinem ältesten Sohne Rang und Vermögen, weil ihm in der Krankheit, die ihn bald nach dem Tode Leonores befallen, die Verstorbene mehrmals erschienen war. Diese Erscheinungen sollen drei Generationen hindurch bei allen wichtigen Angelegenheiten der Familie bemerkt worden sein, endlich aber aufgehört haben. Auch war seit dem keine Gräfin von Eppstein wieder am Weihnachtstage gestorben.

Auf Albinen machte die Erzählung einen tiefen Eindruck, und als der Graf Maximilian nach vierzehn Tagen von seinem Vater zurückberufen wurde, nahm er die Einwilligung des Mä-

chens und die Zustimmung des Herzogs mit, der jedoch die Vermählung auf ein Jahr verschob.

Während dieser Zeit kam Maximilian mehrmals, doch immer nur auf kurze Zeit, nach Wien. Seine Mutter starb; ihr folgte bald sein Vater. Gegen Ende des Jahres 1791 wurde endlich die Hochzeit gefeiert und das junge Ehepaar reiste nach dem Schlosse Eppstein ab. Leider starb der Herzog von Schwabach schon vierzehn Tage nach der Abreise seiner geliebten Tochter und es war dies der erste Schmerz in dem Leben Albinens, das an Schmerzen so reich sein sollte.

Von Conrad und dessen Frau hörte man nie wieder etwas.

3.

Ein Jahr war vergangen, und in dem Schlosse Eppstein, wie in der Welt, Alles verändert. Albine zitterte vor Maximilian und Europa zitterte vor Frankreich.

Die Revolution hatte sich noch nicht in ihrer ganzen Wuth gezeigt; der König war noch nicht todt, aber er war gefangen; das Grollen des Donners verkündete ein gewaltiges Unwetter und Frankreich brach, wie das Meer, das über seine Ufer sich wälzt, über seine Grenzen in die Rheinprovinzen hinüber. Eustine hatte Mainz genommen und bedrohte Frankfurt.

Der rauhe Sinn des Grafen von Eppstein hatte sich oftmals schon deutlich genug gezeigt und Albine eine ihrer Illusionen nach der andern schwinden sehen. Anfangs hatte sie viel gelitten, doch endlich sich in Geduld ergeben. Die französischen Truppen breiteten sich mehr und mehr aus. Der Graf von Eppstein, dessen Schloß so nahe an dem Kriegsschauplatz lag, würde ein wichtiger Gefangener gewesen sein, — er glaubte es wenigstens — und entschloß sich deshalb, nach Wien zu reisen.

Er hatte indeß bereits zu lange gezögert; die Flucht wurde gefährlich, und der Graf beschloß, seine Frau in dem Schlosse zurückzulassen, obgleich sie ihn bei allen Heiligen beschwor, sie mit sich zu nehmen. Er blieb taub und unerbittlich und reiste ab. Drei Tage nachher erhielt sie einen Brief, daß er in Sicherheit sei, aber in diesen drei Tagen war in dem Schlosse zu Eppstein ein Ereigniß vorgekommen, das einen schrecklichen Einfluß auf das Leben der unglücklichen Albine ausüben sollte.

Es war in der Nähe des Schlosses ein Scharmügel gewesen, in welchem ein junger französischer Capitain, der nur als Capitain Jacques bekannt war und durch seine Ortskenntnisse in der Rheinprovinz wichtige Dienste geleistet hatte, schwer verwundet gefallen und auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben war. Ein Diener von Eppstein hatte am Abende den Verwundeten bemerkt, sich überzeugt, daß derselbe noch nicht todt sei, und ihn in das Schloß getragen. Die Pflege, die er hier fand, brachte ihn bald wieder zum Bewußtsein und seine Gegenwart wurde ein Schutz gegen die plündernden Nachzügler der siegreichen französischen Armee. Der Capitain besaß das edelste Herz, und wenn man etwas an ihm tabeln konnte, so war es sein träumerisches Wesen und etwas für einen Soldaten fast zu Weiches. Indes, seine Traurigkeit stand gut zu seinem blaffen Gesicht, und

man wußte, daß er muthig war, wie ein Löwe. Seine Soldaten liebten ihn und nannten ihn den Tapfern, seine Kameraden, die Offiziere, schätzten ihn wegen seiner umfassenden Kenntnisse, nannten ihn aber den Träumer. Offenbar schlug sich Jacques für eine Idee und kümmerte sich um den Streit der Fürsten nicht.

Man kann sich denken, wie sehr ein solcher Charakter mit dem Albinens übereinstimmte. Jacques wäre der Mann ihrer Träume gewesen, da er tapfer, treu und kühn war, wie Gök von Berlichingen, schön und schwärmerisch wie Mar Piccolomini. Auch trat bald ein ziemlich vertrautes Verhältnis zwischen dem jungen Offizier und der Gräfin ein.

Jacques schien es nicht zu wünschen, von den Leuten in der Umgegend gesehen zu werden, und er verließ deshalb fast nie das Zimmer, in welchem Albine ihm Gesellschaft leistete. So vergingen zwei Monate schnell wie ein Traum, und Jacques sollte binnen zwei Tagen mit seinem Corps nach Frankreich zurückkehren. Er nahm von Albinen wie von einer Schwester Abschied und sie sah ihm lange wie einem lieben Bruder nach.

Wenige Tage nachher erhielt sie einen Brief von ihrem Manne, der ihr anzeigte, daß er nach der Entfernung der Franzosen zurückkehren würde. Albine schickte ihm einen Diener mit zwei Pferden entgegen, der seinem Herrn während des Rittes nach dem Schlosse viel von dem jungen, blassen, traurigen Offizier erzählte, welcher zwei Monate in Eppstein geblieben sei.

Das Gesicht Maximilians blieb ruhig, aber entsetzlicher Argwohn wühlte in seinem Herzen, in dem Herzen, das der Liebe unzugänglich war, von dem Borne aber so schnell ergriffen wurde. Noch fehlte ihm die Gewißheit, und er dachte doch bei sich, während er sein Pferd antrieb: „Einen Beweis, einen Beweis von ihrer Schande, einen Beweis, der mir erlaubt, die Schuldigen zu zermalmen!“

Als er am Schlosse ankam, sah er auf der Vortreppe Albine stehen, die ihn mit freudiger Ungebuld erwartete und ihm in die Arme sank, sobald er von dem Pferde abgestiegen war.

„Aber was fehlt Dir?“ fragte sie ihn; „Du siehst so verdrißlich aus. Wie freue ich mich, die Heiterkeit auf Deine Stien zurückzuführen zu können. Komm, Mar, komm und laß Dir ein Geheimniß erzählen, daß ich den Briefen nicht anvertrauen wollte, das ich Dir bei Deiner Abreise nicht mittheilen konnte, weil ich es selbst noch nicht kannte. Mar, nach einigen Monaten wirst Du einen Erben küssen.“

Wir verlassen jetzt auf kurze Zeit das Schloß des Grafen, um die bescheidene Wohnung des Jägers Jonathan aufzusuchen. Dieses Jägerhäuschen stand etwa hundert Schritte von dem Parkgitter, am Eingange des Waldes und lehnte sich an einen kleinen bewaldeten Hügel, der es vor dem Nordwinde schützte.

Seit 1750 war Caspar Müller der Jäger des Grafen Ru-

dolph von Eppstein; im Jahre 1768 hatte er eine Frau genommen, die nach einer fünfjährigen glücklichen Ehe starb und dem armen Wittwer zwei Töchter, Wilhelmine und Roemi, hinterließ. Beide Mädchen waren hübsch und fleißig, Wilhelmine aber war heiterer, Roemi stiller. Um die ältere Wilhelmine bewarben sich, als sie kaum sechszehn Jahre zählte, alle junge Bursche der Umgegend und Caspar wählte unter ihnen Jonathan zu seinem Schwiegersohne aus. Roemi, der Liebling des Vaters, war minder nachgiebig und schlug alle Anträge aus, denn der sanfte Blick Conrads von Eppstein war ihr bereits tief in das Herz gedrungen. Eines Tages nöthigte ein heftiges Gewitter den jungen blassen Mann in das Jägerhaus einzutreten und bald fand er sich in demselben täglich ein. Das Uebrige weiß man schon. Roemi reiste mit Conrad ab und es vergingen Tage, Monate, Jahre, ohne daß der alte Caspar von seiner geliebten Tochter Nachricht erhielt; er wußte bloß, daß sie in Frankreich lebte. Wilhelmine weinte ebenfalls, wenn sie an ihre Schwester dachte, und Albine, welcher ihr eifersüchtiger Gemahl verboten hatte, die umliegenden Schlösser zu besuchen, fand in der Gesellschaft der jungen Jägersfrau eine Entschädigung. Auch diese wurde ihr leider entzogen, als der Graf nach Wien fliehen mußte und er seiner Frau streng verbot, das Schloß zu verlassen. So war die Arme ganz allein, als der Capitain Jacques in dem Schlosse ankam. Albine nahm den innigsten Antheil an dem Verwundeten, der ihr eines Abends seine Schicksale erzählte. Erst als Jacques sich entfernt hatte, näherte sich Albine der jungen Jägersfrau wieder und Beide fanden ein Band mehr, das sie vereinigte, darin, daß sie fast gleichzeitig Mutter werden sollten.

Leider erhielt Wilhelmine schon am ersten Tage nach der Ankunft des Grafen Maximilian die Weisung, daß Albine sie nicht mehr im Schlosse empfangen könne. Der Graf, welcher bis dahin die Jagd nicht sehr geliebt hatte, machte jetzt fast alle Tage Jagdausflüge mit Jonathan. Er sprach fast nie und sah immer finster aus. Eines Tages fragte ihn Jonathan, in Folge einer dringenden Bitte seiner Frau, wie sich die Gräfin befinde. Maximilian erbleichte und antwortete mit drohendem Blicke: „Schweig! Was liegt Dir daran, wie es der Gräfin ergeht?“

Es vergingen mehrere Wochen; man war dem Ende des Jahres nahe, und am Weihnachtstage gebar Wilhelmine eine Tochter. „Man melde unser Glück sogleich der Frau Gräfin,“ sagte die junge Mutter; aber Niemand antwortete ihr. Es war am Morgen desselben Tages im Schlosse Schreckliches geschehen.

(Fortsetzung folgt.)